

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 45

Artikel: Der Martini in der Volkskunde
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

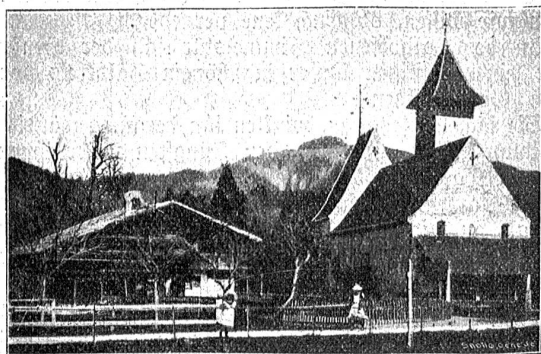
wieder zum Brunnen. Dort hängte er sein volles Krüglein an einen Sonnenstrahl und rieth den andern Kindern, dies auch zu tun. Ihre Krüge aber fielen natürlich herunter und gingen in Scherben. „Wie ihr mir gestern, so habe ich euch nun heute die Krüge zerbrochen“ sagte Jesus; weil aber die Kinder weinten, ließ er die Scherben vor sich auf einen Haufen legen und machte alle Krüglein wieder ganz. Die Leute wunderten sich über den Knaben und Maria gab Gott die Ehre...

Von demselben Künstler, der diese hübschen Legenden im Bilde festgehalten hat, stammen auch die Darstellungen auf der Südwand des Kirchleins, die vom „Einzug in Jerusalem“ bis zur „Himmelfahrt“ die Passion in nahezu lückenloser Folge wiedergeben. Dabei hielt sich der Maler, ähnlich wie der Bildhauer, der das „Jüngste Gericht“ am Hauptportal des Berner Münsters schuf, in der Auswahl der Szenen vielfach an die im Mittelalter allgemein verbreiteten Passionsspiele.

So erklärt es sich denn, wenn man hier einige Begebenheiten dargestellt findet, die in der Kunst sonst nur selten wiederkehren. Wir sehen zum Beispiel, wie Petrus und Johannes in die Stadt kommen und sich mit einem Wasserträger unterhalten, der ihnen hierauf den Weg zu jenem Hause weist, wo sie das Abendmahl vorbereiten sollen (Lukas XXII, 7–13). Eine andere Darstellung wiederum zeigt die sogenannte „Sibyllen-Weissagung“, die hier mit der Verurteilung Christi durch Pilatus in Zusammenhang gebracht ist. Ein mittelalterliches Gedicht, das ohne Zweifel bei Passionsaufführungen Verwendung gefunden hatte und von dem sich eine Handschrift auch auf der Stadtbibliothek Bern befindet, erzählt nämlich, daß eine Sibylle, der die Muttergottes mit dem Kind im Arm erschienen war, den Opfertod Christi vorausgesagt habe. Auf unserem Bilde nun sehen wir, wie Maria der Sibylle, die lehrend den Finger erhebt, erscheint; wir glauben die prophetischen Worte zu hören und sehen gleichzeitig, wie mit der Verurteilung Christi die Weissagung sich erfüllt.

Diese Passionsfolge aber unterscheidet sich von den übrigen mittelalterlichen Malereien in bernischen Kirchen auch noch dadurch, daß hier nicht das sonst übliche Streifenschema, wo in gleichmäßigen Feldern Bild neben Bild steht, zur Anwendung kam, sondern daß die ganze Handlung kompositionell als Einheit gedacht ist. Wie ein großer Bildteppich breiten sich diese Darstellungen über die Mauer des einfachen Kirchleins!

Wer nun aber war der Künstler, der diese reichen Bilderfolgen geschaffen hat? Auf der Südwand liest man die Inschrift: peter maler von bern. Der Stil der Darstellungen



Das Kirchlein zu Scherzligen.

weist auf die Zeit um 1450 bis 1470; zudem spürt man deutlich den Zusammenhang mit der damaligen Glasmalerei, so daß die Vermutung nahe liegt, der Künstler sei auch auf diesem Gebiete tätig und heimisch gewesen.



Kirche von Scherzligen.
Ausschnitt aus der
Passionsfolge, gemalt
von Peter von Bern
um 1460/70.

Nun ist für diese Jahre in Bern nur ein Maler mit dem Namen Peter bekannt. Wie viele andere Künstler seiner Zeit, so scheint er aus Süddeutschland in die Schweiz und nach Bern gekommen zu sein, wo er als Geselle in die Werkstatt des Glasmalers Niklaus eintrat. Hier mag er bei der Herstellung einiger Fenster für das Chor des Berner Münsters, die diesem Meister in Auftrag gegeben worden waren, mitgewirkt haben, und als Niklaus 1460 starb, wurde dieser Maler Peter sein Nachfolger. Er heiratete die Bernerin Enneli Hüpschi, wurde in den Großen Rat gewählt und arbeitete nun, da die Stadt Bern selber keine größeren Aufträge mehr zu vergeben hatte, an Glasfenstern für den Bischof von Sitten und für Thun. Und um diese Zeit mögen auch die Wandmalereien in Scherzligen entstanden sein. Im Jahre 1469 starb er.

Durch die Auffindung und Restauration der Malereien im Scherzligkirchlein, auf dessen Wände drei Jahrhunderte ihr künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergeschrieben haben, ist ohne Zweifel auch ein Hauptwerk des Malers Peter von Bern wieder zum Vorschein gekommen. Ihre einstige Leuchtkraft freilich haben die Bilder heute verloren; die Farben sind verwaschen und blaß, oft seltsam und rätselhaft wie der Traum, dem das stille Kirchlein am Fluß sein Dasein dankt.

Der Martini in der Volkskunde.

Wie Lichtmess, Johannis-, Jakobi- und Othmarstag in früheren Zeiten festlich gefeiert wurden mit Bräuchen aller Art, so geschah es auch mit dem Martinitag (11. November). Es ist vielleicht gerade der Martinstag, dessen Bräuche heute noch am meisten, wenn nicht gefeiert, so doch hochgehalten werden. Der 11. November trägt den Namen des heiligen Martin, der am 11. November 397 als Bischof von Tours starb, und ist nicht, wie irrig angenommen wird, unsern Kämpfer und Verfechter des christlichen Glaubens, Martin Luther geweiht. Vieles hat der heilige Martin aus der Erbschaft des heidnischen Göttergewaltigen übernommen. So

ist Martin der heimliche Fruchtbarkeits- und Segenspender, der Schutzgeist für die Sennen, Vieh- und Hirtenpatron, Wettermacher und Allwissender. Als christlicher Glaubenskämpfer ist St. Martin der Schutzheilige vieler Kirchen und Kapellen usw. Martini ist der Schlüsselstein des germanischen Wirtschaftsjahres. Nach dem Julianischen Kalender leitet Martini den Winter ein. Als altgermanischer Neujahrstag macht Martini dem 1. Januar als Jahresanfang den Rang streitig. Martinsbräuche trugen den Charakter altheidnischer Weltanschauung. Unter Schmaus und Gelage brachte man den Fruchtbarkeitsgeistern versöhnende Opfergaben dar. Die Besiegung des Sommers fand im Kultfeuer sinnbildlichen Ausdruck. Die Martini-Schmausgelage kommen heute noch verschiedentlich vor. So wird in vielen Gegenden Deutschlands die fetteste Gans geschlachtet und von der Herrschaft und dem Gesinde verzehrt. Während sie früher teilweises Entgelt des Bauern war mit der Bezeichnung Zinsgans, hat sie heute den Charakter einer Festgans. Eine Reihe weiterer Martini-Festbräuche feierte lange Zeit noch Deutschland. So wurden in alpinen Gegenden von den Kindern Lichtfeste gefeiert. Am Vorabend vor Martini zogen Buben und Mädchen mit Laternen, Lichtern, Lampions umher, wobei gleichzeitig alte Zeremonien vorgeführt wurden. Zu denen zählen auch die Martini-Lieder. Von den erwachsenen Zuschauern erhielten dann die Kinder Geld, Süßigkeiten, Nüsse, sowie als Martini-Festgebäd Teilstücke von Wecken.

Bekannt waren auch der Martinitrunk, bestehend in der Probe des neuen Weines. Bis vor wenigen Jahren feierte man diesen Brauch selbst noch in der Ostschweiz, in Süddeutschland soll er heute noch üblich sein. Zauber- und Segenskraft soll dem Martinitrunk inne wohnen. So soll der Martiniwein das starke Geschlecht noch stärker und das schöne Geschlecht noch schöner machen, es soll den Trinkenden Gesundheit, Schönheit und Kraft verleihen. Zur Geniehung des Martiniweins trafen sich Burschen und Mädchen in der bekanntesten Dorfschenke beisammen, an welche Gepflogenheiten sich Wünsche und Hoffnungen knüpften. Martinifeuer waren namentlich üblich in den Rheinlanden. Zu dem Martinitrunk waren auch verschiedenorts noch andere Zutaten üblich, so die Martinsrapfen, St. Martinstuchen, Brezeln, in der Schweiz das Martinsbrot. Pferden verabreichte man den „Martinshafer“, bestehend in einer extra großen Ration. Hierorts ließ man an Martini die Pferde vom Pfarrer segnen.

In Breitenburg existierte der „Breitenburger Zehrpennig“. Hierüber erzählt die Geschichte, daß seinerzeit einmal der Graf von Breitenburg sich auf der Jagd verirrt und im Moore elend versunken wäre, wenn nicht ein herbei geeilter Bauer ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Dieser Bauer erhielt dann von seinem Herrn ein großes Stück Land, für das er jeden Martinitag einen einzigen Pfennig als Zins bringen mußte. Dabei wurde er im Schlosse jedesmal festlich empfangen und an der gräflichen Tafel mit einer Martinsgans bewirtet.

Eine nicht geringe Bedeutung maß der Bauer dem Martini als Posttag bei. Er galt als Posttag für die Witterung des folgenden Jahres. So kennen wir als Wetterregel:

Bringt Martini Sonnenschein,
Tritt ein kalter Winter ein.

oder

Wolken am Martinitag,
Der Winter unbeständig werden mag.

Von einem Martini-Sommerli spricht man heute noch, wenn der Spätherbst noch als Abglanz des Sommers milde, licht- und glanzvolle Tage schenkt. Martini ist heute noch die Zeit der Messen und Märkte, so insbesondere in der Ostschweiz. Früher hatte Martini eine noch größere Bedeutung erlangt. War Martini doch der Abschluß des Pachtjahres, war er ein wichtiger Termin- und Zinstag, genau wie Lichtmeß und Jakobi. Heute spricht man noch davon,

ältere Väter und Mütter erinnern sich noch, wie einst ihre Väter an Martini den Weg zum Zinsherrn unter die Füße nahmen. Das moderne Bankwesen hat auch diesem Brauch Abbruch getan, alles findet seine Erledigung am Bankhalter. Martinitag war auch der Tag des Dienstbotenwechsels im häuerlichen Leben. Brotherr und Dienst wurden gewechselt, neue Arbeitskräfte wurden gedingt. Für den Bauer ist nun die Zeit gekommen, wo seine Arbeiten weniger mehr drängen. Das Vieh kommt wieder in den Genuß der Stallpflege, denn es heißt: „Martini — stell ini“.

Auch für die Liebenden hatte der Martinstag als Liebesorakel-Tag große Wertschätzung. So sollen in vielen Gegenden Deutschlands die Burschen und Mädchen am Martinsabend hinaus in den Garten und jedes der Liebenden in der Dunkelheit ein Obstbaumreis brechen, das dann in der warmen Stube ins Wasser gesetzt wird. Gelangt das Reis zum Blühen, so soll es ein Zeichen sein, daß die Wünsche in Erfüllung gehen, verdorrt es aber, dann ist das gleiche Exempel am nächsten Martinstag nochmals zu wiederholen, da das Nichtblühen kein „Ehegesegnetes Jahr“ bedeute.

So hat uns die Historika diese und viele andere Sitten und Bräuche von Martini überliefert, dem Kulturwandel sind sie meistens, wenn auch nicht überall, erlegen.

M.

Zwei kleine Skizzen.

Von H. Tharow.

Sein Garten.

Der bejahrte Philosoph war ein großer Gartenliebhaber und sprach im Kolleg nicht selten von der Freude, die ihm das Graben und Hacken bereite, ja von den Inspirationen, die ihm dabei zuflöhen.

Einige Studenten überraschten ihn eines Tages mit ihrem Besuch, um diesen gerühmten Garten in Augenschein zu nehmen. Sie erstaunten, als sie den Alten in einem ganz kleinen, von einer Hecke eingezäunten Gärtchen beschäftigt sahen, der nach keiner Seite hin einen freien Ausblick gewährte.

„Ja, ja“, sagte der Graukopf, ihre Verwunderung richtig deutend, „klein ist er ja, dieser Garten.“

„Aber schaut nur“, fügte er hinzu, indem er sich plötzlich aufrichtend den Blick zum blauen Himmelsgewölbe schweiften ließ, „schaut nur, wie hoch daß er ist!“

Der Henker.

Ein Henker kam an die Himmelstür und begehrte Einlaß. Petrus sagte: „So rasch geht das nicht, Herr Kandidat. Seht Ihr dort die Reihe der von Euch Hingemordeten? Erst müssen wir wissen, ob Euch jene vergeben.“

In der halb offenen Himmelstür sah der Henker die Schar seiner einstigen Opfer in schönem Halbkreis vor dem Thron Gottes sitzen.

Sie lächelten ihm zu, winkten ihn heran, gewährten ihm Verzeihung. Bis auf einen, den Jüngsten unter ihnen, der schmerzlich das Haupt schüttelte.

„Ich kann nicht“, sagte dieser, „ich muß dir ewig grollen. Denn als du mir den tödlichen Streich gabst, da lebte meine Mutter noch — sie hatte um mein Leben gefleht, ihr hast du das Herz zerrissen!“

Eine lange Stille folgte diesen Worten. Schon hob Petrus die Hand, um dem Henker die Tür zu weisen, als dieser fast tonlos fragte:

„Du hattest eine Mutter? Ich habe die meine nie gekannt...“

Da richteten sich alle Augen auf den Jüngling, der langsam, wie aus einem schweren Traum erwachend, nun auch die Geste des Verzeihens machte. Petrus öffnete, und der Henker durfte eintreten.